



Jinan mit
Thierry Oberlé
Ich war
Sklavin
des
IS

Wie ich von Dschihadisten
entführt wurde und
den Albtraum meiner
Gefangenschaft überlebte

chen Dörfer der Ninive-Ebene und der Stadt Qaraqosh erfuhren dasselbe Schicksal. Das sollte ich jedoch erst später erfahren.

Seit Monaten herrscht die Angst. Sie hat sich im Mai von Syrien aus in den Irak ausgebreitet, als die sunnitischen Aufständischen verkündeten, sie würden die Grenzen aufheben, um nur noch ein Land anzuerkennen: Mesopotamien. Wir Jesiden bezeichnen den »Islamischen Staat« im Irak und in der Levante mit seinem islamischen Namen: Daesh.

Im Juni hatte der »Islamische Staat« mühelos die Kontrolle über Mossul übernommen, die zweitgrößte Stadt im Irak mit zwei Millionen Einwohnern. Die irakische Armee hatte einfach aufgegeben. Ein identisches Szenario hatte sich in unserer Nähe, etwa 20 Kilometer entfernt, in Tal Afar abgespielt.

Als Tal Afar am 9. Juni fiel, suchten die arabischen Schiiten bei uns Zuflucht. Wir haben sie gut aufgenommen. Familien, die freie Zimmer hatten, boten sie den Flüchtlingen an. Diejenigen, die nirgendwo untergekommen waren, schliefen in der Schule. Sie erzählten uns von der Gewalttätigkeit des Daesh. Ich war entsetzt. Bei einer Hochzeit, zu der ich eingeladen war, konnte ich mit einer Flüchtlingsfrau sprechen, deren Vater, ein Musiker, nun als Nomade Flöte spielte und von seinem Sohn auf der Trommel begleitet wurde. Sie hatte Zivilisten gesehen, die einfach so ohne jeden Prozess auf offener Straße erschossen worden waren, und sie hatte versucht, eine Cousine zu trösten, die Opfer einer Vergewaltigung geworden war. »Nicht nur der IS ist hinter uns her. Auch Sunniten, Leute, die ich jeden Morgen begrüßt habe, haben uns angegriffen, wollten uns bestehlen. Sie haben uns gedrängt, fortzugehen, um sich unseres Hab und Guts zu bemächtigen.« Die Familie des Musikers hatte alles verloren, mit Ausnahme der Flöte und der Trommel. Ich dachte mir: Wenn diese Leute schon an den Schiiten solche Gräueltaten begehen, müssen wir uns auf das

Schlimmste gefasst machen. Ich ahnte, dass sie mit uns noch grausamer umgehen würden. Ich hatte Angst davor, unsere Männer für die Ehre der Jesiden fallen zu sehen.

Wir sind keine Muslime wie die Schiiten und auch keine Bibeltreuen wie die Christen. Für die sunnitischen Araber des IS sind wir der Abschaum der Menschheit. Wir sind in Gefahr, denn wir, die Jesiden, sind ein Fall für sich. Unsere Religion ist eine der ältesten der Welt. Wir haben nicht auf die Juden, die Christen und die Muslime gewartet, um nur einen Gott zu haben. Unser Kalender ist 6765 Jahre alt. Schon immer wollten wir uns von Glaubenskonflikten und politischen Auseinandersetzungen fernhalten, wurden jedoch stets verfolgt und vernichtet, weil wir anders sind. Wir glauben an einen allmächtigen Gott und seine sieben Engel. Seit Jahrhunderten gelten wir jedoch als Rebellen und Heiden. Deshalb leben wir zurückgezogen am Fuß des Sindschar-Gebirges, stets bereit, seine Hänge hinaufzuklettern, um den Bränden in unseren Dörfern und der Deportation zu entkommen. Dieses Gebirge ist unsere Zitadelle.

Die Geschichte wiederholt sich. Wir sitzen in einer Falle, die sich nach und nach schließt, seit Mossul an den »Islamischen Staat« gefallen ist. Der IS steht vor unserer Tür. Er hat das Kalifat ausgerufen und Abu Bakr al-Baghdadi zum Anführer bestimmt. Ich hatte zuvor nie etwas von diesem Kalifen gehört, der von allen Muslimen verlangt, ihm den Treueeid zu schwören. Was die Ungläubigen angeht, die *kuffar*, wie er uns bezeichnet, hat er versprochen, sie zu zermalmen.

Unser Plan ist, Ardan zu erreichen, das knapp zehn Kilometer entfernte Heimatdorf meiner Schwiegermutter, das Auto dort auf einer Wiese am Fuß des Gebirges zurückzulassen, in die Berge hinaufzusteigen, einen provisorischen Unterschlupf zu finden und

abzuwarten. Wenn der IS tatsächlich kommt, werden wir zu Fuß weiter Richtung Gipfel klettern, wenn er abzieht, steigen wir wieder hinunter und fahren mit dem Auto auf der Straße weiter.

Nachdem wir den ersten Gebirgsausläufer hinter uns gelassen haben, verliert sich der Weg inmitten der flachen Felsen. Der Zug bewegt sich im Gänsemarsch zwischen verkümmerten Sträuchern, einigen Maulbeerbäumen mit langen Ästen, die wie Sonnenschirme aussehen, und Feldern mit grünen und malvenfarbenen Disteln vorwärts, die die Beine zerkratzen. Die Trockenheit lässt die Grasbüschel unter unseren Füßen knirschen. Der Boden ist glühend heiß.

Hinter einer Wegbiegung taucht der Eingang zu einer Höhle auf. Mein Schwiegervater inspiziert den Unterschlupf misstrauisch, einen Stock in der Hand, um sicherzugehen, dass wir hier kein wildes Tier aufscheuchen. Vor dem Höhleneingang befindet sich ein Felsvorsprung, der über das Dorf ragt, das wir unter dem Dunst erahnen können. Das ideale Versteck! Ich breite eine Decke aus, damit wir etwas essen können.

Seit Tagesanbruch versuche ich erfolglos, Walid telefonisch zu erreichen. Die Anrufe gehen nicht durch. Das Netz ist überlastet. Die Bewohner der gesamten Region wiederholen ständig dieselben Handgriffe. Sie telefonieren pausenlos und hören alle denselben Satz, auf Arabisch oder Kurdisch: »Ihr Gesprächspartner ist nicht erreichbar, bitte versuchen Sie es später wieder.« Ich versuche, in ein anderes Netz zu wechseln. Ohne Erfolg.

Am frühen Nachmittag kommt die Verbindung endlich zustande.

»Walid! Ich bin im Gebirge oberhalb des Dorfes. Du fehlst mir so sehr. Ich weiß nicht, was aus uns werden wird.«

»Hab keine Angst. Bleib bei meiner Familie. Es wird dir nichts passieren.«

»Ich liebe dich, *rouhé men* (meine Seele).«

»Ich liebe dich, *jiana men* (mein Leben).«

Ich breche in Tränen aus. Walid versucht, mich mit sanften Worten zu beruhigen, aber er kann nichts für mich tun. Die Stadt Sulaimaniyya ist nur ein paar Autostunden entfernt, jedoch hat der Angriff des IS unsere Region vom Rest Kurdistans abgeschnitten. Nachdem ich aufgelegt habe, bin ich wie erstarrt.

Wir haben uns inzwischen im Schatten niedergelassen.

In der Ferne ist Geschrei zu hören. Laute Stimmen sind vom Tal herauf zu vernehmen, ihr Echo bricht sich an den Felswänden. Fremde stürmen über die Felsen. Wir hören ihre Schritte immer deutlicher. Ich stehe auf, bereit davonzurennen. Walids Vater macht mir ein kleines Zeichen. »Das sind flüchtende Jesiden, wie wir.« Die Frauen tragen zum Schutz vor der bleiernen Sonne Kopftücher, die Männer Turbane. Sie fragen uns, ob wir wissen, was sich unten abspielt. Sie zögern. Welchen Weg sollen sie nehmen?

»Seid willkommen in unserem bescheidenen Unterschlupf. Ich hoffe, ihr habt keine Angst vor Schlangen«, sagt Khero lächelnd zu ihnen. Er versucht zu scherzen, gibt den Gastgeber, der hohe Gäste empfängt.

»Wir fürchten nur die Schlangen des Daesh. Mit denen im Gebirge machen wir unsere Geschäfte«, erwidert ein junger jesidischer Familienvater. Seine beiden kaum fünfzehnjährigen Söhne geben sich hartgesotten. Jeder trägt einen Revolver in der Innentasche seiner Jacke, und sie nutzen die Gelegenheit, um von ihren Heldentaten als Reptilienjäger zu erzählen. Einer hat den Kopf einer gut einen Meter langen Giftschlange mit einem harten Schlag zertrümmert. Der andere hat »das honigfarbene Gift gesehen, das aus den Fangzähnen in dem Schlangenkopf lief«. »Man hätte die Flüssigkeit auffangen und damit Brote schmieren kön-

nen«, geben sie stolz an. Weitere Flüchtlinge kommen vorbei, ohne stehen zu bleiben, sie haben es eilig, die Hänge des Sindschar-Gebirges zu erklimmen. Einer von ihnen ruft uns zu:

»Wir gehen nach Mazar Sharaf al-Din. Unser heiliger Ort wird von jesidischen Kämpfern geschützt. Dort haben Hunderte Familien Zuflucht gefunden. Es gibt sicheren Unterschlupf, Priester unserer Religion, Wasser und Nahrung.«

In unregelmäßigen Abständen folgen weitere Gruppen, die Bündel auf den Schultern tragen oder auch mit Schnüren zusammengebundene Koffer hinter sich herziehen. Sie wollen vorankommen. Die Männer ebnen alten Frauen und jungen Frauen in geblühten Bäuerinnenkleidern, die ihre Kinder um sich scharen, den Weg. Eine Schwangere verzieht voller Schmerz das Gesicht. Ein Mädchen heult: Sie hat erfahren, dass ihre Mutter tot ist, sie wurde von Dschihadisten in ihrem Haus getötet. Entschlossen ziehen die Jesiden auf ihrem Exodus weiter.

Wir hingegen warten. Wir bewegen uns nicht von unserem Unterschlupf und seinem Schatten fort.

Ich bin in meine Träume versunken. Denke an Walid. Ich stelle ihn mir in Sulaimaniyya vor, dieser Stadt mit eineinhalb Millionen Einwohnern, in der ich noch nie gewesen bin.

Er hat mir schon von Ankawa erzählt, einer christlichen Vorstadt, wo er beim Bau einer Villa für einen reichen Assyrer mitgearbeitet hat. Bereits als er dort war, habe ich die Tage gezählt, und er hat mir von den Backsteinkirchen mit ihren Türmen berichtet und den Glocken, die in voller Lautstärke die Gläubigen in die Messe zu rufen. Er hat mir die Cafés beschrieben, in denen junge Leute, Jungen und Mädchen, Wasserpfeife rauchen und dabei Coca-Cola oder Bier vom Fass trinken. Alkohol, der von jesidischen Angestellten serviert wird. Das konnte ich mir nicht vor-